

DMZ

Deutsche Montags-Zeitung

Verlag und Anzeigen-Verwaltung Otto Dubro Berlin S.W. 11, Königgräberstr. 40-41. Telefon Amt 4190 4171, 4245 Inserate pro Zeile 60 Wt. Im Reklameteil pro Zeile 1,50 Wt.	Redaktion u. Expedition Berlin S.W. 11, Königgräberstr. 40/41. Verantwortlich für Theater und Feuilleton: Heinrich Eduard Jacob Schöneberg Für den übrigen Inhalt: Dr. Willi Wilde, Berlin. Redakteur des Illustrations Teils: Harry Jäger-Meese, Friedenau. Druck: Buchdruckerei Arthur Lehmann, Berlin.	Abonnementspreise pro Quartal: In Deutschland durch die Post 80 Pfennig. In Österreich 80.-, in der Schweiz in Berlin 80 Pfennig Gekostumerte in Berlin 5 Pfennig, außerhalb 10 Pfennig.
Nr. 29	Berlin, den 21. Juli 1913	IV. Jahrgang

Oesterreichs Politik und der Thronfolger

Von Hermann Bahr

Die Freunde Hermann Bahrs sind noch dabei, seinen fünfzigsten Geburtstag zu feiern. Das Erstauflagejahr 40-41. umbelegt die Unvergleichlichkeit seiner Persönlichkeit. Alle Gebiete des öffentlichen Lebens hat sein Wille, in die Dinge einzubringen, schon umfaßt. Der nachstehende Artikel ist im Hinblick darauf, daß gerade im Augenblick die österreichische Politik im Vordergrund des europäischen Interesses steht, besonders beachtenswert. Die unangenehm-treffliche Charakteristik der bestehenden politischen Verhältnisse in Oesterreich ist um so interessanter, als die Ausführungen keineswegs ursprünglich auf die augenblicklichen Ereignisse gemünzt sind. Sie sind vielmehr bereits vor einigen Jahren entstanden, als Hermann Bahr durch seinen bei E. Fischer erschienenen Band österreichischer Kulturblätter, "Austria" betitelt, von sich reden machte. Es ist erstaunlich, wie viele der Jahre entstandenen Ausführungen dennoch heute den Kern der österreichischen politischen Verhältnisse treffen.

Wittor Adler hat einmal gesagt, auch ein guter Monarchist könnte sich doch mit einem Monarchen begnügen, zwei wären mehr als nötig. Ich denke, er hat damit nicht auf den Thronfolger gezielt, sondern auf die folgenden Leute, die mit diesem jetzt denselben Mißbrauch treiben, der seit Jahren unter dem Namen des Kaisers getrieben wird. Unser Kaiser wird nicht gern, und man weiß nie, was er sich eigentlich denkt. Im Deutschen Reich werden wir darum sehr beneidet. Es hat aber auch seine Nachteile. Einige besitzen es nämlich, um ihren Meinungen und Wünschen eine geheimnisvolle Macht und sich ein Ansehen zu geben, das ihnen aus Eigenem nicht zukommt, indem sie behaupten, irgendwem des Kaisers verborgene Wünsche zu kennen. Was sie wollen, verlangen sie mit der geheimen Versicherung, daß es der Wille des Kaisers sei. Was ihnen nicht auch ihren Verbots nicht fügt, ist also kein Patriot. Es ist bei uns eine Art von Beruf geworden, zu jenen zu gehören, von denen man unter vier Augen, Discretion Ehrenlode, hören kann, was der Kaiser „eigentlich“ will. Man kann davon leben. Und es ist nicht anerkennen, weil noch keiner dementswert werden ist. Unmäßig hat es sich zu einem völligen System entwickelt, manche haben es darin zu wahren Virtuosen gebracht. So gab es zum Beispiel einen Zwiendanten der beiden Hoftheater, der die Gewohnheit hatte, Schachspieler, die er nicht mochte, heftig zu loben, dann aber dem Direktor anzuvertrauen, wie lieb ihm um diesen so hoch begabten Menschen wäre, der nun einmal das Unglück hätte, dem Kaiser zu mißfallen. Der Kaiser geht nicht ins Theater, wenn er nur seinen Namen auf dem Bettel sieht! Was nicht einmal gelogen war, weil der Kaiser wirklich schon seit Jahren nicht mehr ins Theater geht. Und die Macht dieser Leute besteht darin, daß es ja schließlich auch einmal wahr sein konnte. Es dauerte nicht lange, so wurde das System, zuerst von Protokollern erfinden, um ihren Lieblingen zu helfen, Nebenbuhlern zu schaden, dann auch in der großen Politik angewandt. Waren die Gründe des Ministers in offener Rede gesprochen, so nahm er sich Abgeordnete und Journalisten insgeheim vor, allen betenkend, selbst durchsah ihrer Meinung, leidet aber an den unabweiglichen Willen des Monarchen gebunden zu sein. Es kam ein eigener Typus von Ministern auf, der sich an jeden Wufen warf, weinend, geknurren zu sein, weil er nun einmal nicht könnte, wie er wollte!

„Glauben Sie, ich weiß das nicht auch! Glauben Sie, ich will nicht dasjenige wie ihr? Glauben Sie, ich weiß nicht, was Oesterreich braucht? Aber jagen das dem Kaiser! Verjagen Sie einmal und jagen das dem Kaiser!“ Wir hatten einen Minister, der schon ganz mechanisch jedes Gespräch mit dem Restan schloß: „Aber jagen das dem Kaiser!“

Unter ihm bildete sich in der Politik gewissermaßen eine doppelte Durchführung heraus. Die Feinde, die er öffentlich mit flammenden Reden schlug, umarmte er zu Haus; was er öffentlich vertat, verlegnete er dahheim, und er lebte von dem Kredit, halt nur nie zu können, wie er wollte, und halt stets tun zu müssen, was er gar nicht wollte. Und so schüßten ihn seine Feinde selbst vor jedem Nachfolger; denn sonst kommt am Ende einer, der auch noch will, was er muß; und das, dachten sie, war noch ärger! Und die Journalisten schrieben, was niemand verstand, und wenn man sie fragte, sagten sie: „Das war doch gar nicht so gemein, sondern Sie müssen wissen, was vorgeht, die Sache liegt nämlich ganz anders, der Minister möchte ja selbst, aber er kann nicht, weil der Kaiser nicht will!“ So wurde die Politik jahrelang im geheimen betrieben. Und die Journalisten waren zu stolz darauf, daß sie wußten, „was vorgeht“, wenn sie es auch leider nicht sagen durften! Was aber „vorging“, war immer dasjenige, nämlich daß der Minister etwas wollte, aber um nicht dafür einsehen zu müssen, so tat, als wenn er wider seinen Willen nur gezwungen wäre, durch ein geheimes Gebot des Kaisers, das er übrigens in seinen Folgen abzumachen schon nach Mittel und Wege finden werde. Und er schmeichelte den guten Abgeordneten und den braven Journalisten sehr, eingemeißelt zu sein, sie ehreten das Vertrauen des Ministers, und da sie nicht zweifeln, daß ja doch schließlich geschehen muß, was der Monarch will, faßen sie dem Minister noch bei seinen Mitteln und auf seinen Wegen. Das Verjagen war so probat, daß es bald allgemein angewandt wurde, und wo nur irgendwem eine unangenehme Forderung abzuwehren war, widerkroch man ihr nie, sondern man haß sich stets mit der Berufung auf den vorgeblichen Willen des Kaisers aus. Immer noch diesem Klischee: „Aber natürlich hab ich recht! Natürlich war's das Einzige! Glaubt's ihr, das weiß ich nicht auch? Glaubt's ihr, wenn's auf mich ankomme, hätten wir das nicht längst? Ja wenn's auf mich ankomme! Natürlich war's das Einzige! Aber jagen das dem Kaiser! Was soll ich denn tun, wenn der Kaiser nicht will? Und der Kaiser will nicht! Der Kaiser will —“ Und nun eine lange Erklärung, mit allen Gebärden der Mißbilligung, was der Kaiser will. Natürlich immer nur das, was der Minister wollte, aber selbst zu verlangen zu sein war. Andere Minister trieben es umgekehrt konstitutionell: sie bedeu sich bei der Krone so, daß sie selbst gar niemals mehr in die Debatte gezogen werden konnten. Das ging nun solange, bis einer eines Tages die überraschende Entdeckung machte, daß das Sägen ja nicht Privatigentum ist, sondern zur freien Verfügung steht. Log sich der Minister auf den Kaiser heraus, warum denn seine Gegner nicht auch? Und wenn der Kaiser zu seinen Sägen schwebt, wird er es wohl auch zu ihren! Man rednete damit, daß der Kaiser schwebt. Und so bemehrten sich die „Miffenden“. Der eine hatte eine Tante, die mit dem Kaiser bekannt war, der andere ritt mit dem Stallmeister in den Prater, der Dritte war mit einem vertraut, der den konnte, der die Anreden erzählte, mit denen dann der Kaiser zum Frühstück vorjagt wird. „Wie jeder bessere Mensch sein Automobil hat, mußte ich, aber nur ein bißchen auf sich hielt, eine Hintertreppe haben.“ Das Konjuge war dabei nur, daß alle diese Säger, die es doch hätten können, untereinander den Verdacht hatten, an den Sägen der andern könnte am Ende was Wahres sein! „Aber ohne alle Hintertreppen besetzt waren und das Bedürfnis immer noch Wachs, hatte einer, wie schon die Not erkennbar macht, den Einfall, daß mir ja auch einen Thronfolger haben. Pflicht laßten einige

Leute mit der beunruhigenden Versicherung auf, daß ihre Zeit erst käme. Pflicht war wieder ein neuer Kredit eröffnet: der der kommenden Sämer. Und eine sicherhafte Brautigkeit begann in neuer Hintertreppen. Die Sägen über den Kaiser hatten nämlich doch ihre Grenzen an seinem Wesen, das, so selten es sich zeigt, mit den Jahren in Unrissen sichtbar geworden ist. Aber der Thronfolger steht im Dunkel.

Der junge Erzherzog Franz Ferdinand wurde damals zuweilen mit dem Erzherzog Otto zusammen genannt, dem schönsten und liebendwürdigsten Prinzen, dessen strahlende Kraft an der Enge eines ziellosen Lebens zerbrochen ist; ein armer Wiener Mercutio war er. Dann hieß es, der junge Franz Ferdinand sei krank. Von Reiten heimgeführt, hielt er sich abseits und verriet es populär zu werden. Er gehörte nicht zu den Prinzen, die Walter komponierten, auf dem Graben Journalisten unter dem Arm nehmen, um mit ihnen über die Regierung zu schimpfen, und wenn die Naive vorübergeht, leuchtig bemerken: „Schau, schau, die Kleine kriegt beinahe einen Wujen!“ Niemals hat er sich, wenn er ausfährt, Exotiken bereiten lassen, sein hübsches Gesicht winkt den Wienern nicht zu. Der Bärm unserer Staatspatrioten mit dem Federbüschel scheint nicht nach seinem Geschmack, und er teilt offenbar die schlechte Meinung über Oesterreich nicht, in der sich unsere Prinzen gern gefellen. Ich habe einen gefannt, der Kommandieren in einer kleinen Stadt, alle Herzen zu seinem Spott über unser Vaterland gewann. Nach der Session war er einmal die Landtagsabgeordnete zu sich ein und bewirtete sie mit köstlichem Trank. Wie machten da die braven Wiener und Bayern die Augen groß, als sie die Tischreden hörten! „So arg hätte sich's feiner gedacht.“ Schließlich trank er ihnen zu, gab jedem die Hand und sagte noch zum Abschied: „Aho auf Wiedersehen meine Herren, übers Jahr, falls nämlich im nächsten Jahr Oesterreich noch existieren sollte!“ Durch die ganze Stadt lief es gleich herum, wie heroisch der Prinz gesprochen hatte. So furchtbar traurig kam damals mein alter Vater heim, ganz verlassen ohne wir in unserer untröstlichen Liebe zur Heimat. Die meisten wußten, sich beliebt zu machen, hat Franz Ferdinand nie verjagt, er ist gar nicht feig. Auch als er dann, unangenehm, mit seinem Personenschein alle höflichen und politischen Bedenken überwand, ließ er sich die Gelegenheit entgehen, dem Volke romantisch zu kommen. Ein Kronprinz, der umbeirrt der Stimme seiner Meinung folgt und ein Mädchen unter seinem Stände nimmt! Aber es wurde zu der üblichen Reskome nicht benutzt; er hat nirgend das volkstümlichen Erzherzog Johann Nummer zwei agiert. Was man ihm bei uns sehr verdankt, wo es nicht genügt, was einer tut und wie einer ist, sondern verlangt wird, daß er es dann erst auch noch spielen soll. Dies verjagt er: das alte österreichische Spielatell und unsere Lust, sich vorzuführen und wirksam darzustellen, sonst in der Dynastie sehr gepflegt, scheint ihm zu fehlen. Er ist den Leuten eigentlich unheimlich, denn sie sind es nicht gewohnt, daß einer seinen Weg geht. Der Wiener meint sich gefragt zu werden; er beliebt nicht darauf, daß man seinen Rat kann auch immer gehorche, dies ist nicht nötig, aber gefragt will er sein. Und der Wiener steht heute, mit denen ich, wie es er nennt, immer „was tut“. Der Erzherzog fragt nicht, und „es tut sich“ bisher gar nichts mit ihm. Und er hat gesagt, daß er warden kann. Was nun auch wieder ganz unmodern ist, da hier meistens die Menschen niemals länger sind, als solange es sie noch nichts angeht; sich aufzuheben ist nicht Bundesverwand.

Nun wird gegen ihn gesagt, er sei Kerl! Nach den Erfahrungen, die man mit den liberalen Kronprinzen gemacht hat, höre das gar nicht so schlimm, viellecht dreht auch er oben um. Und man mag fragen, welcher österreichische Monarch denn, seit dem zweiten Joseph, nicht Kerlall gewesen sei? Für das künige Leben darf man Weltanschauungen auch nicht übersehen. Wer

sch nur nicht dem Notwendigen widersteht, für den ist schließlich die eine so gut wie die andere, da doch alle nur Hilfsmittel zur Einordnung der Gedanken sind, um es bequemer zu haben. Im höchsten Sinne ist keine wahr, aber von jeder aus kann man zu wahren Zeiten gelangen; warum nicht auch auf irgend einem Weg von der katholischen aus? Auch kann in dieser großen Krise des Christentums jetzt, jetzt wo die Skulpturen mit den Hirschköpfen ringen und die Kirche sich demokratisieren will, indem sich überall das unmittelbare Gefühl der religiösen Gemeinde gegen die vorgelegten Lehrbücher stellt, niemand wissen, was in fünf Jahren hierher sein wird: der Name wird ja bleiben, aber wenn unter ihm eine starke, nicht-katholische, demokratische Kirche Bauernpartei entsteht, die können wir brauchen. Und schließlich ist die Parteimeinung der Monarchen heute doch ziemlich unwichtig, solange sie sich dem öffentlichen Willen fügen.

Es heißt ferner, er sei klar, eigenwillig und unbegreiflich. Das fürchtet man. Für die beste Eigenschaft des alten Kaisers gilt es unter uns, daß er stets den Entwicklungen im letzten Moment doch nachgegeben hat; er hört Vorurteile an, wenn sie unmaßvollig geworden sind, und läßt sie dann wieder Willen geschehen. Dem verbanke nun viel, und so hat man sich bei uns angeeignet, Entschlossenheit und Beständigkeit auf dem Thron aber für eine Gefahr zu halten. Nun scheint dem Thronfolger die Regententugend der gewissen heilsamen Schwäche zu fehlen, und man hat ihn im Verdacht, auf seinem Willen zu bestehen. Diese Furcht will mir doch ein wenig gar zu österreichisch scheinen. Sie nimmt ohne weiteres an, daß der Monarch und die Entwicklung einander feind sein müssen; dann ist allerdings eine Behutsamkeit erwünscht, die rechtzeitig die Gefahr von Explosionen spürt. Es siehe sich aber auch einmal einen denken, der sich zur Seite, die Entwicklung nicht zu scheuen und, bevor er sich von ihr übermächtig läßt, lieber an ihr tätig teilzunehmen: der könnte es dann wagen furchtlos zu sein.

Zumeilen kommt es mich an, manche Zeichen zu verstehen, als gehöre der Thronfolger zu unserer Generation, die in unserm Land überall Kräfte verwirren und gebunden sieht, denen nur der wackende Ruf steht, um aus den Ketten aufzubrechen, und die nun ihren in der Sehnsucht der langen Zeit angesammelten Mut daran setzen wollen, unser Vaterland groß und stark zu zeigen. Aber vielleicht ist das nur eine Stimmung von mir, wie die Sehnsucht ja in ihrer Not nach jeder dünnen Hoffnung greift. Denn er steht im Dunkel, und niemand weiß, was schließlich allein über ihn entscheiden wird: ob er nämlich auch darin einer der unserer Generation ist, daß er ihren bedingten Sinn für die allmächtigen Wirklichkeiten hat. Und vielleicht ist es überhaupt nur der Keim des Dunkels, der mich löt, das Geheimnis, in dem er wartend steht, von Träumen und Hoffnungen unregelt. Vielleicht ist es nur der „Wesphal“ in mir, den das Rätsel eines verfallenen Menschen anzieht. Und einwiehen wird auf bunten Hintertreppen, rings um ihn herum, das Geschäft gieriger Glücksspieler besorgt.

Der neue Referendar-Erlaß

Von Rechtsanwält Dr. Johannes Werfhaner in Berlin.

Wir neuer Regierungserlaß bestimmt bekanntlich die Anwendung eines Numerus clausus bei der Zulassung der Referendare.

Der neue preussische Referendar-Erlaß ist gesetzlich zulässig, denn nach der deutschen Gerichtsverfassung ist die Einrichtung der Gerichte den Einzelstaaten überlassen. Es ist dies seinerzeit bereits mehrfach erörtert worden, als der Gemeindebezirk Berlin in drei verschiedenen Gerichten aufgeteilt wurde und dadurch sämtliche Schwierigkeiten beseitigt wurden, daß angelegene juristische Schriftsteller sogar in Großbüren ausüben, daß diese Verteilung auf Grund reichsgesetzlicher Vorschriften unzulässig sei, indem dabei übersehen wurde, daß das Reichsrecht den Einzelstaaten in dieser Hinsicht volle Souveränität bisher gelassen hat.

Noch mehr aber ist die Anstellung der Gerichtspersonen

selbst, soweit nicht gewisse hier nicht in Frage stehende Normationsbestimmungen gegeben sind, der Landesverwaltung überlassen. Diese muß natürlich gewisse Voraussetzungen für die Zulassung aufstellen, sonst würde ihre Verwaltungsmacht gegenstandslos sein, auch vernünftigerweise die Rechtspflege unmöglich gemacht, wenn nicht solche Bedingungen, wie zum Beispiel Nachprüf der Unbescholtenheit beständen.

Etwas anders aber ist die Frage, wie weit der Spielraum hinsichtlich dieser Bedingungen für die Zulassung zu ziehen ist. Es hat den Anschein, als ob der neue Erlaß zu einer Einengung führen sollte, sei es in Rücksicht auf die Notwendigkeit, sei es in Rücksicht auf die an die Exzellenz zu stellenden objektiven Voraussetzungen. Würde eine spätere Handhabung bei nicht genügender Präzisierung unter den letzteren etwa eine Ausdehnung mit Rücksicht auf Vermögen, religiöses oder politisches Bekenntnis oder dergleichen vorsehen, so wäre dies eine schwere Beeinträchtigung des geistigen und kulturellen Lebens Preussens; wären dagegen nur aufgeweckte Anforderungen auf dem Gebiete der persönlichen Tüchtigkeit und Berufsarbeit zu erwarten, so würde nichts dagegen einzuwenden sein. Ebenso darf von der Einführung der Bedarfsfrage nur schwerer Nachteil durch eventuelle Verschmäherung dieselbst gerade der besten Kandidaten erwartet werden.

Was nun die Frage betrifft, wie einer solchen Einschränkung der Zulassung entgegenzutreten werden kann, so ist diese Frage rechtlich freilich. Nach richtiger, aber nicht herrschender Ansicht sind nach der preussischen Verfassung alle Preußen vor dem Gesetz gleich und müßten deshalb, soweit nicht Unklarer in Frage kommen, alle Kandidaten gleichmäßig zugelassen werden, wenn sie unbescholten sind und das Examen bestanden. Die geltende Praxis auf anderen Gebieten, z. B. für den diplomatischen Dienst, die Militär-Karriere, die Regierungsvorbereitung weicht aber hiervon ab. Es fragt sich, ob dies künftig für das Rechtsgebiet ebenso gehandhabt werden kann. Rechtlich ist es möglich. Ob es auf jenem und diesem Gebiet so oder anders tatsächlich oder gehandhabt werden wird, ist eine rein politische Frage. Es ist Sache der geordneten Volksvertretung, hier das zu veranlassen, was sie für richtig hält, denn die Regierung kann schließlich doch nur in dem Sinne die Verwaltung führen, als es die Majorität der Volksvertretung wünscht.

Auf die Zusammenziehung der Anwaltschaft wird der vorstehende Erlaß nur geringen Einfluß haben. Personen in dem jugendlichen Alter, in welchem Referendare zugelassen werden, haben meist andere politische, religiöse und sonstige kulturelle Ansichten, als sie dieselben nach erlangter Lebenserfahrung später haben werden. Wenn deshalb auch vielleicht auf Grund des Erlasses der Sohn eines anerkannten sozialdemokratischen Parteiführers künftig als Referendar nicht zugelassen werden würde — ein Ereignis, das vom Standpunkt jedes zivilisierten Staates als ein bedauerliches Unglück angesehen werden müßte, da vom Standpunkt der Rechtspflege es auf Tüchtigkeit und nicht auf politische Gesinnung ankommt — so würde es doch an den Tatsachen scheitern, denn vielleicht ist dieser Spruch der wilden Zeiten sehr schön, während aus dem Sohn eines altgedienten Herrn, der alle Schranken glatt durchlaufen hat, sich ein roter Kampfbahn herausbildet.

Für Richteramt, Staatsanwaltschaft und Anwaltschaft würde deshalb eine derartige Handhabung, an die wir nicht einmal glauben, eine Schädigung zwar mit sich bringen, weil von vornherein eine Anzahl vielleicht besonders begünstigter und tüchtiger Leute zurückgemieden werden, aber den wirklichen Schaden hat das Volk, das kulturell leiden würde.

Berlin und die Welt

Deutschlands Sieg und Maggis Suppenwürze

In Frankreich kommt eine neue Welle der Scharfmachung für Kriegserklärungen auf. Durch die französische Presse macht zuerst ein Artikel des Depuтиerten Adolphe Girod, der als Sekretär an den Arbeiten der französischen Heereskommission teilnahm, die Runde. Der Artikel heißt: „Was uns ein un-

glücklicher Krieg mit Deutschland kosten würde“. Girod behauptet, daß Frankreich 25 Milliarden Franz hat einbüßen würde, abgesehen von den Gebietsverlusten und der vollkommenen Zerstörung seines wirtschaftlichen Lebens. Deutschland werde als Sieger folgende Ansprüche stellen: Abtretung des nordöstlichen Festungsgürtels, so daß Paris nicht mehr als 200 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt liegen würde. Abtretung der größten Industriegebiete und Bergwerkszentren sowie der Eisenbahnstrecke des ganzen Grenzgebietes. Die neue Grenze würde nach Ansicht des Depuтиerten entlang der Maas, Mosel und Aisne gehen. Die Städte Reims und Dijon kämen demnach in deutschen Besitz. Unter den Friedensbedingungen würde die Klausel enthalten sein, daß Frankreich seine Grenzen nicht mehr beschließen dürfe. Schließlich ist es sicher anzunehmen, daß an dem französischen Vertrag drakonische Änderungen vorgenommen würden, nach denen Frankreichs Wirtschaftslieben unzulässig in Abhängigkeit von Deutschland geriere.

Einen andern Juvd, als den Nüftungsanatismus aufzu-fachen, kann die Geiselnahme natürlich nicht haben. Kein Mensch denkt in Deutschland an neue Operationen jenseits des Rheins. Und wenn man uns in Frieden läßt, haben wir weiter keine Wünsche. Das Ganze geht darauf hinaus, die Geschäfte der französischen Konzernindustrielle zu heben. Wo tout come chez nous? Nur daß man diesen Konzernatieren entschieden das Kompliment machen muß, daß sie ihr Geschäft noch besser verstehen als die Deutschen. Derartige raffinierte Patentkriege sind nicht mehr zu übertrieben. Man kann sich das Gedanken nicht erwöhnen, als seien solche Ausführungen geradezu bestimmt, in leicht entscheidenden Umständen deutscher Chauvinisten unerlaubte Wünsche erst noch zu rufen und damit die Spannung zu vergrößern.

Ueherhaupt geht ja der französische Nationalismus augen-sichtlich sehr eigenwillige Wege. Seit einem halben Jahr be-treiben die ehenen Parteien Frankreichs unter der Führung des Herausgebers der „Action Francaise“ ein Restriktions-gesetz — die Maggigelellschaft. Die bekanntlich von der Schweiz aus in Deutschland und Frankreich die bekannten Filialen für die Jagdverurteilung gegründet hat. Es wird sich sehr leicht behaupten, die Maggigelellschaft sei eine deutsche Spionage-organisation. Zurzeit schreibt in Paris ein Prolog, den die Maggigelellschaft wegen ihrer Verleumdungen gegen den Ober-leutnant Dandert angehängt hat. Interessant ist dabei, daß die Maggigelellschaft von dem Reichsmann Mitterand, dem ehemaligen Kriegsminister, und von dem Dreifus-Verteidiger Labori vertreten wird.

Wie gesagt: es sind eigene Wege, auf denen die französische Vaterlandsliebe wandelt.

Die sittsamen Wiesenthal's

Frau Eise Wiesenthal wehrt sich, auch namens ihrer Schwestern, in einer Zuschrift an die Presse sehr energisch gegen eine geizhässige Wiedergabe der Wiesenthal's in einer illustrierten Zeitschrift. Frau Wiesenthal hat den Mangel an Hüft-linien und persönlichen Minderheiten auszuheben. Aber in der Hauptsache protestiert sie dagegen, daß der Künstler ihre und ihren Schwestern auf dem „infrimierten“ Bilde eine allzu durchsichtige Beleuchtung zugebracht hat. Und das wirkt komisch. Man weiß die Wiesenthal's, die wirklich Künstlerinnen sind, von jeder Bräuterei frei. Das angegriffene Bild ist andererseits ganz und gar nicht indogent, sondern durchaus künstlerisch geformt. Wenn also Frau Wiesenthal trotzdem mit eigenartiger Schärfe die Frage berührt, ob eine Beleuchtung, wie sie ihr hier vom Maler gegeben sei, zu rechtfertigen sei und wenn sie in überraschender Empfindlichkeit auf die über Willen in ihrer Würde bargestellte Frau hinausspielt, so muß das besondere Gründe haben. Denn natürlich hat ein Künstler nicht nur das Recht, die Dinge so darzustellen, wie er sie sieht, sondern auch so, wie er sie sehen möchte.

Die besonderen Gründe der Frau Wiesenthal wohnen am Alexanderplatz. Ihr Hauptgrund heißt Herr von Gleichenapp. Frau Wiesenthal fürchtet — und vielleicht fürchtet sie hier nicht mit Unrecht — der Jenor von Berlin könne, wenn er solche

Hermann Bahr

Wer in den letzten Jahren als Wept lernend-lustend in die Literatur trat und eben erst begann Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, dem könnte leicht in dem Worte Hermann Bahr ein Begriff von etwas zweifelhaftem Werte ausge-redet und eingebildet worden sein: die Silhouette eines Menschen mit Tollkühn oder Vater Döns Bart und stiftigen Müte-angen; die Parikatur eines schon wieder kindlichen Idealisten mit doppeltem Boken; die ungeheirte Frage eines Mannes, der mit der rechten Hand gegen das Verdienen schreibt und mit der linken alljährlich seine phantastischen Komödienhonorare ein-schreibt. Kaum irgendein Laug — in dieser an Inhaberkreisen nicht — men Zeit — muß den Wissenden schmerzlicher berührt haben; verantwortlich für diese Berührung zeichnet allein der trübe Spiegel der Mitmenschen! Eine schwindliche Gefahr für einen Witz zu verkaufen, weil Lachen der Verbannung zurück-lücker ist als Mollis-Jein; das beste Nationallaster ist an dem Wibe Hermann Bahrs nicht vorbeigegangen.

Dieser Hermann Bahr, der am 19. Juli fünfzig Jahre alt wurde, also seit einem Jahrzehnt der deutschen Welt wieder angehört, hat nicht etwa ironisch, nicht etwa verzög, sondern siebzehn Bücher geschrieben. Davon muß man den Atem an-halten; es ist ungeheuerlich. Es ist ungeheuerlich auszubedenken, daß einer in einem fünfzigjährigen Leben siebzehnmal fünf unter ein Manuskript geschrieben hat und, das Wert im Arm, zum Verleger gegangen ist — und schließlich mit noch fünf Büchern im Arm! Die Quantität würde es ja alleine nicht be-wirken — wie sie auch das Lebenswerk eines Arabierchristen-fellers nicht wenig macht, der ohne rechte Wibe hundertzund-fünfzig Erzählungen über die Halbbarbare einundsechshen Zeilen schließt — oder die in diese fabelhafte Fülle verschwende-lich getriebenen Qualitäten sind es, die die Breite jenes Schaf-fens so ohne jede Debe, so hinreißend erscheinen lassen. Man geht nur einmal ohne bestimmtes Ziel an jene geistige Stadt

heran, die Hermann Bahr heißt, man schlage nur einmal prü-fendhalber Opus 19 oder Opus 52 auf — und man wird über die verantwortliche Kraft, das eigenartige Hirn-Gleich-Stehen jeder einzelnen Publikation erstaunt sein. Künftig ist in der Bauart — und ja auch in Wohnort — an dieser Stadt nicht alles gleichwertig; es gibt da sarte Sommerlauben, die man bei Schnee nicht beziehen wird und wiederum schwere Architekturaläste, mit Mariäthen gesproßt, die im Sommer Kopf-Smerzer machen. Und es gibt wohl auch zwischen Festem und Geistlichem ein paar unbedachte und scheinigjone Perben-willen. Nur gerade Wertlozes, völlig Wertlozes gibt es darin nicht. Reiner, der weiß, was heute Deutsche Literatur ist, wird „Josephine“ oder „Wienerinnen“ für gute Komödien, über-haupt für Kunstwerke halten — aber für Konjektion, Fabrik-arbeit, wenn er gerecht sein will, niemals. Aus jeder Seite strahlt hier Persönlichkeit, was diese Persönlichkeit nun auch zu-fällig auf ihren tiefsten Grund getradet sein. Die Verfassung im Werte Hermann Bahrs ähnet irgendwie derjenigen im Werte Balzac's. Es werden Hauptwerke geschaffen; oder noch in dem wesenlosten Seitenwerk — das oft aus zeitlichen Hebel-abfällen, figuralen und gedanklichen Resten des chef d'oeuvre gemacht zu sein scheint — erzählt man, daß der Autor vieles schreibt ohne je ein Welschreiber gemessen zu sein.

Nach einem kurzen sozialistischen Anlauf begann Bahr sein geistiges Wirken als Impressionist beginnen. Das ist heute nicht als Impressionist beginnen. Aber zu einer Zeit, da der Impressionismus etwas war, das wie der Staub auf Schwei-terlingsgefäßeln kaum mit der Fingernagelspitze aus Frankreich importiert werden konnte, ohne der Westfälische aus Frankreich fallen — zu einer solchen Zeit bebauete Impressionist sein nicht eben wenig, wenn nicht vielleicht alles. Die deutsche Welt schmeckte und verstauchte im geschmacklosen Blauwanz und Gold-schmitt; die Worte waren greif, die Gesichte klapprig und ver-logen. Jetzt mußte das Arsenal aller Tönen angefahren und die verurteilte Erde mit Rousseau's besprengt werden:

Kutscher und Schlauchhalter war Hermann Bahr. Auf Herbenwürden von Duftquelle zu Duftquelle — gewiss es ist heute schon vieles unjuphatisch an Art und Ziel vieler Fort-bewegung. „Ich muß wieder reiten. Es ist kein Fort mehr auf den Herben. Der galische und spanische und afrkanische Prokiant ist lange ausgegürtet. Das ewige Wiederkaufen wird verdrückt... Reiten, nach neuen Entzationen weiszunieren.“ Wir sind weit genug, gegen solche Dinge alles einwenden zu können und etwa auch gegen jene Herdigen, daß es „vom Guadaluibit bis nach Auflands nichts gibt, das er (Bahr) nicht mitführen, nur mindellen begreifen könnte“, wir haben durch die „Zahrbücher“ die geistige Bewegung; und durch dieses andere, sogar durch den heutigen Bahr selbst, eine zu-geheirte Katapras erleben, um nicht zu wissen, daß es auf Reiten leichter und modern Entzationismus nicht ankommt. Ueber hier offenbaren sich nur Ueberpannungen eines Richtigen und Wertvollen. Die Ueberreibungen und Ueberzungen eines Prinzipis erwiesen sich jedenfalls fruchtbringender als das stagnierende Nichts — und wie hoch stand andererseits die Wahrsche Verkenntnung über der jottigen und langweiligen Trübsche, die unter dem Namen Naturalismus zu gleicher Zeit Berlin auf den Markt brachte. Aus ihr ist mit all seinen genialischen Hallheiten und seinem fruchtigen Wolferum, nur Hauptmann geboren — aus dem Bahrsigen Impressionismus ist immerhin die neue, die ungeheuer suggestive Sinnlichkeit Hof-mann'schals herausgehoben, dieses zarten und dabei doch so mächtigen Könners.

Verblüffend ist die Verfalltheit, das hunderthändige Dabel-jein des Bahr aus den neunziger Jahren. Ueberall zeigt er dem Neuen Krän auf, grübelte Kunstproben, fariet Wertungen; wir Jungen, die wir das nicht miterleben, haben manch-mal das müßige Gefühl, als ob der Lebenampende, Kraft-reisende Mittelpunkt des aufwachenden Lebens, als ob Hermann Bahr damals überhaupt nicht geschlafen habe. Ein Leben in Festpositionen; für Stim, für Ubrich, für die Gesell-